

Kontext

Der zweite Bund des Bieler Tagblatts

Titelgeschichte

Hier prallen Bodenständigkeit und Leichtigkeit aufeinander

Wie charmant ist Biel tatsächlich? Funktioniert die Zweisprachigkeit im Alltag? Eine Woche lang haben Schülerinnen und Schüler der Kanti Wettingen Antworten gesucht. Das Resultat ihrer Recherchen ist eine Art Liebeserklärung.



Die Verbindung von Französisch und Deutsch ist ein Merkmal von Biel. Die «Sporting Bar» an der General-Dufour-Strasse hat die Zweisprachigkeit elegant umgesetzt. IRÈNE WEHAIBA

Camille Bawidaman, Melanie Bieri, Sonja Müller, Ria Patoli

«Biel wirkt auf uns zuerst kalt, etwas gar verlebt, als wir von Wettingen anreisen. Die hohen Betonblöcke und die grauen Industriegebäude sind kein Augenschmaus. Wir empfinden eine eher bedrückte Stimmung und sind skeptisch. Das erste Erscheinungsbild scheint so gar nicht zu dem zu passen, was uns Biel-Kenner und Biel-Liebhaber erzählt haben. Die Skepsis legt sich bald, als wir tiefer in die Stadt eintauchen und den «Chessu» erblicken. Das AJZ, eine Utopie aus der Vergangenheit – mitten in der Stadt? Jedenfalls weckt das Gebäude Vorfreude auf das Nachtleben. Wenn die Nacht zum Tag wird, zählt die Ästhetik wenig. Das nächste Highlight ist der blaue, wellige See. Unsere heimi-

sche Limmat möchten wir zwar nicht missen, ein lauschiges Seeufer hat aber doch andere Qualitäten. Wäre es Sommer, fände man uns schon lange im Seewasser. So aber lassen wir es bei einem Augenschein bewenden. Mit dem sich bessernden Wetter und etlichen Sonnenscheinstunden steigt unsere Stimmung. Die Altstadt mit ihren bunten Häusern und ihren Nischen lässt unsere Herzen höher schlagen. Wer noch keine Fotos gemacht hat, sieht sich nun aufgefordert: Schnappschüsse müssen her. Wer sich etwas länger in der Stadt aufhält, wird ihres Charmes gewahr. Das vielseitige Biel will erobert werden. Es versteckt sich hinter viel Gelassenheit und Unscheinbarkeit. Je länger wir hier sind, desto offensichtlicher erschliessen sich die Lebenswürdigkeit und die Herzhaftigkeit. Vor allem die Altstadt lässt uns den Alltag vergessen,

sie lädt uns mit ihrer entspannten Atmosphäre förmlich ein. «Lädéli» und freundliche Cafés versprechen Nostalgie und Ruhe. Auch in den liebenswerten Brockenstuben finden alle ein passendes Stück. Die Bieler Altstadt ist eine Welt für sich. Zusätzlich zu den Cafés bieten die Parks der Stadt Wohlgefühl. Unser Favorit ist ganz klar der Elfenaupark. Mit seiner märchenhaften Stimmung bietet er Gefühle der Entspannung an. Bei einem Rundgang durch den Park ist ein Treffen mit den Enten, die den Teich bewohnen, garantiert.

Zu Fuss kommt man gut voran
Die Neustadt empfinden wir als Kontrastprogramm. Die Menschen wirken beschäftigt, alle scheinen schnell unterwegs zu sein. Da quengelt ein Kind, dort lümmelt sich einer mit seiner Bierbüchse; viele kleine Alltags-szenen spielen sich vor unseren

«Biel ist Biel.
Bern ist Bern.
Baden ist Baden.
Wir schätzen die
Offenheit Biels
und freuen uns
bereits auf den
nächsten Besuch.»

Augen ab. Verglichen mit anderen Schweizer Städten wie Zürich oder Genf wirkt Biel aber ruhig, vollkommen gelassen und übersichtlich. Auch zu Fuss kommt man gut voran. Die vielen Bars und Cafés sind perfekte Zufluchtsorte. Wie der See, die Parke und die Altstadt ist auch die Zweisprachigkeit ein Teil von Biel. Dies sorgte bei uns zu Beginn für Nervosität. Schnell wurden unsere Befürchtungen ausgeräumt. Keine Sechs im Fach Französisch? Kein Problem. Die Angst, dass unsere Französischkenntnisse nicht gut genug seien, um mit den Bielerinnen und Bieler zu kommunizieren, war unbegründet. Jede Person kann auf Deutsch angesprochen werden, irgendwie versteht man sich immer, selbst wenn der Satz aus deutschen und französischen Brocken zusammengewürfelt ist. Die Stadt ist stärker von der

Zweisprachigkeit geprägt als erwartet, nicht nur die Leute, sondern auch Schilder und Anschriften sind bilingual. Zwar sind Französisch und Deutsch die dominierenden Sprachen, aber sie sind bei Weitem nicht die Einzigen. Bei einem Spaziergang durch die Stadt sind viele Sprachen zu hören. Dabei handelt es sich nicht nur um Englisch und Italienisch, sondern um verschiedene, uns oftmals unbekannte Sprachen. Die Diversität von Biel ist offensichtlich. Biel ist eine einzigartige Stadt, das ist Fakt. Grosse Verantwortung dafür trägt eben die Zweisprachigkeit, die man im Alltag stark wahrnimmt. Dieses Alleinstellungsmerkmal wird von der Bieler Bevölkerung positiv bewertet. Stéphanie Vouilloz, die seit sechs Jahren in Biel arbeitet, sagt: «Jede Person kann in der

Fortsetzung auf Seite 20

Nicht sehr nett

Mitten in einem Gespräch aufs Handy zu schauen, wirkt unhöflich. Oder wird das sogenannte «Phubbing» zur Normalität, fragt sich Landro.

Nicht so alt

Ein Hundejahr entspreche sieben Menschenjahren, lautete die Altersformel. Weshalb diese nicht ganz richtig ist und warum kleine Hunde älter werden.

Nicht nur gut, sondern auch gesund

Dank ihren Omega-3-Fettsäuren und dem feinen Geschmack feiert die Baumnuss grosses Revival. Sie ist zudem vielseitig verwendbar.

Titelgeschichte

Fortsetzung von Seite 19

eigenen Sprache sprechen». Martin Roth, ein anderer Passant, meint: «Verschiedene Kulturen kommen hier zusammen, das macht alle offener.»

«Multikulti», für manche Schweizer ein Unwort, belebt die Stadt und sorgt für Abwechslung. Eine Bewohnerin, die sich einen Kaffee genehmigt, sagt: «Je bunter, je vielfältiger, desto interessanter.» Doch mit den verschiedenen Kulturen und dem Bilinguismus ist Biel für sie nicht hinreichend beschrieben. «Ich habe grosse Städte nicht so gern, das Übersichtliche gefällt mir besser.»

Das Understatement von Biel zieht auch das Ehepaar Robert und Yvonne Hemet aus Holland an, seit 25 Jahren. Ihnen gefällt, dass Biel «keine touristische Stadt» ist. Biel ist «eine Stadt, die vorwärtsgeht, am See ist es schöner geworden, aber auch im Industriegebiet», meint Philippe Gonin. Fortschritt erkennt Stéfanie Vouilloz in der politisch «grünen Grundhaltung» der Bielerinnen und Bieler.

Zu reden geben die Neubauten

In Sachen Gepflegtheit und Sauberkeit gibt es unterschiedliche Meinungen. Vielen Bielerinnen und Bieler ist die Verschmutzung ein Dorn im Auge. «Alles wird auf die Strasse geworfen», kritisiert die Frau aus einem Café. Aber auch Touristen fällt das Littering-Problem auf. Die 20-jährige Lea Gerber, die wir ansprechen, sagt, dass es ihr hier trotzdem gefalle. Die Veränderungen in der Stadt sind ein immer wiederkehrendes Thema. Zu reden geben etwa die zahllosen Neubauten. Diese hätten Vor- und Nachteile, meint etwa Martin Roth: «Es geht zwar Kulturraum verloren, aber es kommen neue Wohnungen dazu.»

Der absolute Lieblingsort der Bielerinnen und Bieler ist zweifellos der See und sein Hafen, die von Jungen und Alten sowie Touristen und Einheimischen regelmässig besucht werden. «Im Sommer «chille» ich natürlich gerne am See. Aber der beste Ort, um in den Ausgang zu gehen, ist der «Chessu», findet Lea Gerber, die fünf Minuten von der Stadt entfernt wohnt. Einen anderen Lieblingsort hat das holländische Ehepaar Robert und Yvonne Hemet, das oft die Taubenlochschlucht besichtigt. Zudem scheint das sonst nicht sehr touristisch ausgerichtete Biel die Besucher mit seiner Altstadt in den Bann zu ziehen.

«Froh, zurückzukommen»

Für viele Bielerinnen und Bieler ist es unvorstellbar, ihre Heimat zu verlassen. Sie sei als Kind mit ihrer Mutter hierhergezogen, da diese Bekannte in Biel hatte, erzählt uns eine in Nostalgie versunkene Dame in einem Café. «Seit 1960 habe ich nie das Bedürfnis verspürt, Biel zu verlassen.» Es habe sich halt so ergeben. Sie möge es hier, weil Biel ruhig und übersichtlich sei. «Ich bin immer froh, nach einem Besuch meiner alten Heimat Budapest wieder zurückzukommen.»

Dank der vielfältigen Kulturen, die sich in Biel begegnen, weist die Stadt eigenen Charme und Charakter auf. Wir haben die damit verbundene Offenheit geschätzt und freuen uns bereits auf unseren nächsten Besuch. Biel ist Biel. Bern ist Bern. Baden ist Baden. Weshalb die Menschen Biel, ihre Stadt, mögen und oftmals lieben, ist uns in der Zwischenzeit klar geworden. Wenn Seeländer Bodenständigkeit und französische Leichtigkeit aufeinanderprallen, entsteht etwas Einzigartiges.»

«Auf dem Pausenhof waren die Verhältnisse konfliktgeladen»

Wie erlebt Beat Feurer die Zweisprachigkeit? Wie steht er zur Flüchtlingspolitik? Wie hat sich Biel in den letzten Jahren entwickelt? Drei Schüler haben dem Bieler SVP-Gemeinderat auf den Zahn gefühlt.

Interview: Damian Martin, Fryderik Sikon, Robin Wong

Beat Feurer, was sind Ihre persönlichen Erfahrungen mit der Zweisprachigkeit in Biel?

Beat Feurer: Als Kind habe ich die Zweisprachigkeit als eine Last empfunden. Wir haben die französischsprachigen Kinder auf dem Pausenhof als Konkurrenten gesehen und Allianzen gebildet, die deutschsprachigen Kinder gegen die französischsprachigen Kinder und umgekehrt. Da gab es im Winter Schneeballschlachten und im Sommer andere Auseinandersetzungen. Die Verhältnisse waren konfliktgeladen. Im Quartier war es ähnlich. Dort gab es eine Ecke, wo sich die französischsprachigen Kinder aufhielten und spielten und eine andere, wo die deutschsprachigen Kinder waren. Wenn sich ein Kind in die falsche Ecke verirrt, wurde es verprügelt.

Und heute?

Als Erwachsener erlebe ich das anders: Ich finde es faszinierend, andere Sprachen zu lernen. Das erweitert den Horizont, gerade im Bereich der Kultur. In der Stadt Biel ist die Zweisprachigkeit für mich ein spezieller Anreiz geworden, seitdem ich Gemeinderat bin. Ich sehe darin eine echte Bereicherung. In den Sitzungen des Gemeinderates spricht jeder in seiner Sprache, mein französischsprachiger Kollege referiert auf Französisch. Wenn ich etwas nachzufragen habe, frage ich auf Deutsch nach, und es kommt eine Antwort auf Französisch zurück. Gleich ist es mit den Berichten im Gemeinderat: Sie sind auf Französisch oder Deutsch verfasst, abhängig vom jeweiligen Verfasser. Am Anfang war das eine Herausforderung für mich, es führte jedoch dazu, dass ich das Französische besser kennengelernt habe. In der Zwischenzeit verstehe ich mich sehr gerne auf Französisch.

Wie haben Sie die Entwicklung Biels in den letzten Jahrzehnten miterlebt? Wie waren Ihre Erfahrungen als Kind? Hat sich Ihre Sicht auf Biel als Erwachsener geändert?

Als Kind habe ich mich nicht kritisch mit Biel auseinandergesetzt. Damals war es einfach meine Heimat. Als ich grösser wurde, habe ich bemerkt, dass Biel nicht die einzige interessante Stadt ist. Ich fand Biel nicht mehr so toll, und ich begann mich zu fragen, ob ich in Zukunft überhaupt hier leben wollte. Aber: Ich bin geblieben, ich bin immer noch hier, unterdessen habe ich vieles in Biel kennengelernt, was mir sehr gefällt. Die Stadt Biel hat sich verändert: In den letzten Jahren hatten wir eine städtebauliche Entwicklung, die sehr dynamisch war. Es sind neue Kleinquartiere entstanden, es sind Wohnungen gebaut worden, die auch für Leute mit einem mittleren Einkommen interessant sind. Man kann sagen, dass die Stadt Biel attraktiver geworden ist. Viele Graffiti, die unsere Stadt jahrelang beherrscht haben, sind seit einiger Zeit aus



Sicherheitsdirektor Beat Feurer sieht in der Zweisprachigkeit «eine echte Bereicherung». RETO PROBSTA

«Das Geld, das wir in der Schweiz für Flüchtlinge einsetzen, könnte man viel besser vor Ort verwenden.»

Beat Feurer

dem Stadtbild verschwunden. Es wird einiges unternommen, damit Biel attraktiver wird. So ist die Situation beim Bahnhof heute weniger unangenehm als früher. Biel entwickelt sich in vielen Bereichen, einerseits macht die Stadt im Moment eine enorme städtebauliche Entwicklung durch, andererseits tut sich auch viel in den Schulen und anderswo.

Welche Rolle spielte die Uhrenindustrie bei diesen Entwicklungen?

Die Uhrenindustrie hat in den 80er-Jahren eine enorme Krise durchlebt. Es wurden massiv Arbeitsplätze abgebaut, aber es ist unter anderem der Swatch mit ihrer Initialzündung gelungen, der Branche neues Leben einzuhauchen. Heute sind wir in einer sehr guten Position. Biel ist Hauptstandort der Rolex. Die Firma hat durch Expansion viele neue Arbeitsplätze geschaffen, ebenfalls bedeutsam war die Swatch-Manufaktur, auch hier hat eine Expansion stattgefunden. Man kann sagen, dass sich die Uhrenindustrie wieder etabliert hat und ein starker, aber nicht der einzige wirtschaftliche Faktor in Biel und Region geworden ist.

Welche Bedeutung haben andere Wirtschaftsbranchen?

Biel hat sich als zweisprachiges Zentrum etabliert. Alle Branchen, die Sprachkenntnisse benötigen, finden ideale Bedingungen, so zum Beispiel Call Centers, bei denen man sonst feststellen kann, dass sie sich eher am Ausland orientieren. Zudem gibt es eine starke industrielle Verankerung in der Stadt. Zunehmend wichtiger wird in Biel der Dienstleistungssektor. Wir haben kürzlich die Ansiedlung eines Dienstleistungszentrums der UBS erleben dürfen, dadurch wurden viele Arbeitsplätze geschaffen. Für solche Anbieter ist Biel, wie erwähnt, interessant durch die Mehrsprachigkeit.

Biel hatte in Sachen Kriminalität lange einen schlechten Ruf. Welche Massnahmen hat die Stadt getroffen, um die Sicherheit zu gewährleisten?

Dass es gelungen ist, die Kriminalitätsrate zu senken, ist Folge verschiedener Massnahmen. Die Zusammenarbeit mit der Kantonspolizei ist wichtig. Wir pflegen diese intensiv. Und wir haben mit der Kantonspolizei geografische Schwerpunkte definiert. Wo sich Verstösse häufen, erhöhten wir die Polizei-

präsenz. Dies hat gute Wirkung gezeigt. So haben wir an den Orten, wo das Nachtleben stattfindet, die Präsenz der Sicherheitskräfte erhöht und Forderungen formuliert, die sich an Betriebe des Nachtlebens richten. Schliesslich haben wir die Anlaufstelle für Drogensüchtige für Auswärtige geschlossen. Dadurch, dass wir den Zugang kontrollieren und nur Leute zulassen, die aus Biel oder der Region stammen, hat es eine Veränderung der Sichtbarkeit des Drogenkonsums und der Drogenkriminalität gegeben. Das sind nur einige Beispiele.

Was hat Sie zur SVP gebracht? Warum haben Sie sich für diese Partei entschieden?

Für mich ist die SVP die Partei der Freiheit. Ich bin überzeugt, dass die grösste und stärkste Kraft, die wir haben, in uns selber liegt. Die stärkste Energie liegt in jedem Menschen selber, und deshalb glaube ich, dass die Freiheit entscheidend ist. Wir haben nicht die Aufgabe, den Menschen die Freiheit zu nehmen, sondern wir sollten sie in ihrem Namen stärken. Tun wir das, so ernten wir Kreativität und Erfolg. Erfolgreich sind Länder, die ihren Bürgern grosse Freiheit einräumen.

Was sagen Sie zur Flüchtlingspolitik der SVP?

Ich bin davon überzeugt, dass wir alle aufgefordert sind, uns für Flüchtlinge zu engagieren und Verantwortung zu übernehmen. Aber ich bin dagegen, dass ausschliesslich der Staat diese Aufgabe übernehmen soll. Das Geld, das wir in der Schweiz für Flüchtlinge einsetzen, könnte man viel besser vor Ort verwenden. Für mich ist es zudem wichtig, dass die Leute, die wir unterstützen, eine Gegenleistung erbringen.

Was ist Ihrer Meinung nach die dafür beste Methode?

Berechnungen zufolge geben wir in der Schweiz Geld im Milliardenbereich für Flüchtlinge aus. Trotzdem profitieren nur wenige Leute davon. Wenn wir das gleiche Geld vor Ort einsetzen würden, könnten wir viel mehr Menschen helfen, ihre Existenz zu sichern. In der Schweiz braucht ein Flüchtling etwa 2000 Franken im Monat. In Indien könnte man mit diesem Geld zehn Menschen helfen.

Sie haben gesagt, der Staat solle sich nicht um Flüchtlinge kümmern. Könnten Sie das genauer ausführen?

Es gibt zwei Überlegungen: Es ist nicht richtig, dem Staat zu sagen, er solle alles machen. Der Staat hat schon genug zu tun. Ich finde es heuchlerisch, wenn man humanitär sein will, die Aufgaben aber dem Staat überantwortet. Meine zweite Aussage: Wenn sich der Staat dennoch engagiert, muss er dafür sorgen, alles möglichst effizient zu lösen. Das kann, wie erwähnt, nicht bedeuten, dass wir hier viel Geld für wenige Leute ausgeben, wenn mit denselben Summen andernorts mehr bewirkt werden kann.

Titelgeschichte

Aargauer Jugendliche entdecken Biel

Ende September hielten sich knapp 20 Schülerinnen und Schüler der Kantonsschule Wettingen eine Woche lang in Biel auf. Sie wollten herausfinden, wie es um die Zweisprachigkeit der Seeländer Metropole steht.

Wie jedes Jahr wurde an der Kantonsschule Wettingen (AG) ein grosses Spektrum an Kursen angeboten, unter anderem dieser Kurs: «Eine Woche lang Biel-Bienne erleben.» Zwölf Schülerinnen und Schüler meldeten sich direkt dafür an, sieben weitere wurden zugelost, weil der Kurs ihrer ersten Wahl ausgebucht war. Sie bekamen die Chance, für das «Bieler Tagblatt» zu schreiben. Von den Lehrkräften erhielten sie spezielle Schreibaufträge. Deren Gemeinsamkeit war: viel Beobachten, Erleben und Kommunizieren in einer ihnen unbekanntem Stadt.

Was macht die Stadt Biel aus? Worin ist sie den Städten Baden oder Wettingen ähnlich?

Im Zentrum stand der Bilinguismus, weshalb die Schülerinnen und Schüler nicht nur die Redaktion des «Bieler Tagblatt» und Gemeinderat Beat Feurer besuchten, sondern auch das Literaturinstitut, das Forum für Zweisprachigkeit und eine Ausstellung im Neuen Museum Biel. Wichtig für ein vollständiges Bild von Biel und der Region war aber auch der Besuch der von Jean-Jacques Rousseau verehrten St. Petersinsel.

Ihre Interviews und Beobachtungen zeigten den Aargauer Jugendlichen nicht nur, wie die Stadt Biel funktioniert, sondern auch, wie man in einer Stadt mit zwei verschiedenen Sprachen lebt. Was macht die Stadt aus? Wie fühlt sich die Atmosphäre für Zugereiste an? Worin ist Biel den Städten Baden oder Wettingen ähnlich? Und worüber haben sich die Schülerinnen und Schüler gewundert? Mit diesen und vielen anderen Fragen wurden die Jugendlichen konfrontiert.

Am Schluss stellten die Schülerinnen und Schüler mit einer gewissen Befriedigung fest, dass sie immer mehr Fragen beantwortet konnten. Die Antworten ergaben schliesslich ein buntes Bild der Stadt. Wie dieses aussieht? Darüber berichten die Schülerinnen und Schüler in dieser Titelgeschichte. *Ilaria Ciccone*

Das Video von zwei Schülerinnen zum Thema finden Sie unter www.bielertagblatt.ch/ka-wett

Impressum

REDAKTION DER TITELGESCHICHTE

Management: Ilaria Ciccone

Text: Camille Bawidamann, Melanie Bieri, Valentina Bilotta, Ilaria Ciccone, Tara El Badrawy, Nico Geue, Lennart Herlyn, Damian Martin, Lorena Lou Messmer, Sonja Eva Müller, Chiara Müller, Julia Ostertag, Ria Patoli, Anna Elena Rufer, Alessia Scavuzzo, Fryderyk Sikon, Robin Timothy Wong, Ricardo Zanetti

Foto: Werner Bänziger, Irène Wehaiba, Robin Wong

Video: Piera Bussetto, Lorena Lou Messmer

Projektleitung: Werner Bänziger, Irène Wehaiba (Lehrpersonen), Peter Staub (Bieler Tagblatt)

Adresse der Schule: Gymnasium Wettingen, Klosterstrasse 11, 5430 Wettingen www.kanti-wettingen.ch

Am Literaturinstitut wird vermehrt Französisch parliert

Wie wird man Schriftstellerin? Und gibt es frankophone Studierende am Literaturinstitut in Biel? Die Jugendlichen fragten nach und berichten von einem «gepflegten Umgang».

Lennart Herlyn, Julia Ostertag, Anna Rufer

Zu den Recherchen über den Bilinguismus in Biel gehörte für die Schüler und Schülerinnen aus Wettingen ein Besuch des Literaturinstituts. Sie lernten, dass das Studium drei Jahre dauert, in denen sich die Studierenden hauptsächlich dem Schreiben von literarischen Texten widmen. Pro Jahrgang werden bloss 15 Studierende aufgenommen. Ihnen wird jeweils ein Mentor zugeteilt, der sie individuell betreut, mit ihnen die Texte bespricht und ihnen Rückmeldungen gibt.

«Die Studierenden müssen lernen, Kritik anzunehmen und produktiv umzusetzen», erfuhren die Schüler. Um vom Literaturinstitut aufgenommen zu werden, muss ein Textdossier sowie ein Motivationsschreiben eingereicht werden. Das Studium ist in vier Module gegliedert, wobei der Fokus auf dem Schreiben liegt. Anliegen des Instituts ist es, kreative Textarbeit zu ermöglichen. So kommt es, dass auch auf Schweizerdeutsch geschrieben werden kann – es gibt keine Grenzen.

Am Literaturinstitut wird die Literatur nicht theoretisch betrachtet, sondern konkret: Die Studierenden produzieren Literatur. In erster Linie geht es dabei um das Entwickeln des eigenen Schreibens, darum sind kreative Köpfe gefragt. Die Absolventen probieren alle möglichen literarischen Gattungen durch und entscheiden sich schliesslich für jene Gattung, die ihnen am meisten entspricht.

Am Ende erhalten die Absolventen einen Bachelorabschluss. Und sie haben ihren literarischen Horizont erweitert. Regelmässig wird ein kleines Büchlein mit Auszügen aus den Bachelorarbeiten der Studierenden publiziert. Für die Schülerinnen aus Wettingen ist der Erfolg des Institutes unbestritten: Seit der Eröffnung wurden über 130 Werke von Absolventen veröffentlicht.



Der Bilinguismus macht sich auch am Literaturinstitut bemerkbar. So besuchen sowohl deutschsprachige als auch frankophone Studenten das Literaturinstitut.

Früher waren es sehr wenige Französischsprachige, während sie heute rund einen Drittel der Studierenden ausmachen. Die Studierenden schreiben im Laufe

ihrer Ausbildung versuchsweise in der anderen Sprache. Für die jugendlichen Besucher ist klar: «Unter ihnen herrscht ein angenehmer und gepflegter Umgang.»

«Das Zusammenleben hat sich seit meiner Jugend stark verbessert – es ist viel spannender geworden»

Wie ist Virginie Borel dazu gekommen, als Geschäftsführerin des Forums für Zweisprachigkeit zu arbeiten? Im Gespräch erzählt sie ausserdem, warum neugierige Menschen in Biel auf ihre Rechnung kommen.

Meine Familie kommt aus dem Jura. Darum haben wir zu Hause nur Französisch gesprochen. Ich ging auch auf eine französischsprachige Schule. Deshalb hatte ich nie Kontakt mit deutschsprachigen Kindern. Wir hatten auch nie die gleichen Pausenzeiten.

Im Studium habe ich Französisch und Englisch gesprochen und noch kein Deutsch gelernt. Später trat ich ein Praktikum als Journalistin beim «Journal du Jura» in Biel an. Da merkte ich, dass ich auch Deutsch verstehen sollte, um mich mit den deutschsprachigen Arbeitskollegen vom



Virginie Borel

«Bieler Tagblatt» zu verständigen. Zuerst versuchte ich es mit Hochdeutsch. Damit hatte ich am Anfang ziemliche Schwierigkeiten, doch mit der Zeit wurde es besser. Rückblickend würde ich sagen, dass es sich gelohnt hat, weil ich mich jetzt im Beruf und auch privat zweisprachig verständigen kann, was mir sehr hilft.

Ich finde es schön, dass man in Biel Fehler machen kann, ohne abschätzige Bemerkungen zu ernten. Das schätze ich sehr. Es ermuntert mich, meine Sprache

zu verbessern, um mich noch genauer ausdrücken zu können.

Solange wir zwei verschiedene Schulsysteme haben, was heute der Fall ist, gibt es immer wieder Auseinandersetzungen zwischen den verschiedensprachigen Jugendlichen. Das liegt auch daran, dass die Jugendlichen das Gefühl haben, unterschiedlich zu sein. Wir wollen ihnen indes zeigen, dass das nicht wirklich der Fall ist. Wir müssen uns Mühe geben, diese Grenze zu überwinden und so unseren Horizont zu erweitern.

Heute wollen wir das Verhältnis zwischen den Französisch und den Deutsch sprechenden Menschen stärken. Das ist unser Ziel im Forum für Zweisprachigkeit. Wir wollen nicht nur die zwei Sprachen zusammenführen, sondern auch die Kulturen. Das ist heute ziemlich schwierig, weil sich die verschiedensprachigen Leute oftmals aus dem Weg

gehen. Die Deutschsprachigen haben einen Deutsch sprechenden Freundeskreis und die Französischsprachigen einen frankophonen. Doch wir probieren, die Jugendlichen zusammenzuführen, indem wir Sportvereine und Treffpunkte zweisprachig machen.

Das Zusammenleben hat sich seit meiner Jugend stark verbessert. Es ist viel spannender geworden. Wenn man heute zum Beispiel ein Spiel des EHC Biel anschaut, erkennt man rasch, dass dort Leute mit verschiedenen Sprachen zusammenarbeiten und dass Fans gemeinsam das Team anfeuern. Zusammenfassend kann man sagen, dass Biel eine Stadt für neugierige Leute ist. Wer eine neue Sprache und ihre Kultur kennenlernen will, kommt hier auf seine Rechnung. Erfasst von Damian Martin, Fryderyk Sikon und Robin Wong

Nachgefragt

«Schreiben lernen? Üben, üben und nochmals üben»



Michal Steinemann, Studentin

Michal Steinemann (21) aus Freiburg befindet sich im dritten Semester am Literaturinstitut. Da ihr Deutsch und Französisch quasi in die Wiege gelegt wurden, war sie schon früh mit dem Bilinguismus konfrontiert.

Für Michal Steinemann war die Zweisprachigkeit in Biel deshalb keine Herausforderung. Nachdem sie am Gymnasium ihre Matura erworben hatte, bewarb sie sich am Literaturinstitut und wurde als eine von 15 Studierenden angenommen. Wichtig ist ihr die Zusammenarbeit während des Studiums. Sie befasst sich auch gerne mit verschiedenen Textformen.

Was ihre Zukunft anbelangt, hat Michal Steinemann noch keine bestimmten Ziele. Sie lässt das bewusst offen, denn ob sie Schriftstellerin wird, scheint ihr eine zur Zeit nicht beantwortbare Frage zu sein.

Michal Steinemann, lässt sich Schreiben lernen?

Michal Steinemann: Schreiben lernt man insofern, indem man übt, übt und nochmals übt. Irigendwann wird man besser, so geht es doch mit fast allem. Aber ob den Leuten am Ende gefällt, was geschrieben wurde, das kann man, glaube ich, schwer voraussagen.

Welche Interessen und Begabungen benötigt man, um am Literaturinstitut zu studieren?

Man muss die Sprache mögen und das Spielen damit. Man muss gerne und viel lesen und Spass daran haben, nicht zu wissen, was am Schluss herauskommt, wenn man schreibt. Textarbeit ist eine sehr kreative Arbeit, und die Lust sollte da sein, etwas zu machen, was es noch nicht gibt. Oft ist man mit sich selbst konfrontiert, auch diesen Aspekt sollte man mögen.

Wie macht sich die Zweisprachigkeit, der Bilinguismus, am Literaturinstitut bemerkbar?

Im ersten Jahr hat man mindestens einen Kurs mit der ganzen Klasse und je nachdem kann die Lehrperson beide Sprachen, oder es hat zwei Lehrpersonen, die alternierend sprechen. Meist wird Gesagtes nicht wiederholt, was ein gewisses Interesse an der anderen Sprache erfordert, um die Dinge zu verstehen. Manchmal machen sich die Schwierigkeiten der Zweisprachigkeit schon bemerkbar, weil sich einige in der anderen Sprache nicht wohlfühlen. Die Sprachklüfte ist daher beständig. Ein Weg ist es – nicht an der Schule, nur ausserhalb und zum Glück nicht allzu oft – Englisch miteinander zu reden. Es wird aber probiert, diese Klüfte so gut wie möglich zu überbrücken – es geben sich alle Mühe. Interview: Lennart Herlyn, Julia Ostertag und Anna Elena Rufer

Angenehme Atmosphäre und ein helles Treppenhaus für kreative Köpfe. WERNER BÄNZIGER

Titelgeschichte

Vier Redaktionen und kein Röstigraben

Wie funktionieren Redaktionen, die in einem Grossraumbüro sitzen und zur Zusammenarbeit über die Sprachgrenzen hinaus verpflichtet sind? Drei Nachwuchs-Journalisten berichten über eine mehrsprachige Realität, die sie sich auch anderswo wünschten.

Aufmerksam:
Nico Geue,
Ricardo Zanetti,
Valentina Bilotti
(v. l.) verfolgen die
Redaktions-
sitzung von
«Tebeilingue»
und beobachten
eine Medien-
konferenz zum
Comedy-Festival
«Haha».

PETER SAMUEL JAGGI,
AIME EHI (RECHTS)



**Valentina Bilotta, Nico Geue,
Ricardo Zanetti**

«Morgens um halb neun ist die Welt noch in Ordnung. Wir verspüren keinerlei Hektik, als wir das Redaktionsgebäude der Groupe Gassmann am Robert-Walser-Platz an einem Dienstagmorgen aufsuchen, in dem die zwei Tageszeitungen «Bieler Tagblatt» und «Journal du Jura», die zwei Ausgaben von «Tebeilingue» und die Sendungen von Radio «Canal 3» in zwei Sprachversionen entstehen.

Im Haus herrscht eine heiter-gelassene Atmosphäre. Nach und nach trudeln die Leute ein. Einige haben noch einen Becher Kaffee in der Hand, während andere bereits fleissig daran sind, Informationen zu beschaffen. Die Journalistinnen und Journalisten halten nach einer guten Story Ausschau. Nach einer kurzen Phase der Informationsbeschaffung folgt die erste Besprechung in der Redaktion des Regionalfernsehens «Tebeilingue».

Die Mitarbeitenden versammeln sich um einen Stehtisch und planen den Tag. Wer arbeitet woran? Wie steht es um die Qualität der gestrigen Nachrichtenbeiträge? Gemeinsam schauen sie eine Reportage an und analysieren sie danach. Die Kolleginnen und Kollegen äussern sich, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Dennoch findet das Gespräch in einer positiven Atmosphäre statt.

Was uns Auswärtigen sofort auffällt: Die Sprachen Deutsch – besser: «See-länderdütsch» – und Französisch harmonieren in unerwarteter Leichtigkeit.

Jede und jeder spricht in der Muttersprache: Uns kommt es vor, als wären beide Sprachen zu einer verwachsen. Einer stellt eine Frage auf Französisch und bekommt eine Antwort auf Deutsch. Uns fällt es schwer, dem Verlauf der Dinge zu folgen. Aber was uns auffällt, ist die lockere Stimmung. Die Verhältnisse sind familiär und offen. Auch wir werden in die Diskussion einbezogen. So läuft es den ganzen Tag während der kleineren Meetings, bei denen immer wieder Personen zusammenkommen, um Informationen auszutauschen.

Etwas später treffen sich die Dienstchefs der einzelnen Medien. Ihr Treffen dient dazu, die Absichten, Ideen und Projekte der einzelnen Titel offenzulegen, um Überschneidungen und doppelte Arbeit zu vermeiden. Nachdem der Austausch stattgefunden hat, gehen alle an die Arbeit zurück. Sie telefonieren und recherchieren, wobei sich abermals die Mehrsprachigkeit zeigt.

Festival gegen die «Sprachbarriere»

Im Verlauf des späteren Morgens gehen wir an eine Pressekonferenz. Das Comedy Festival «Haha» stellt sein Festivalkonzept vor. Es werden deutsch- und französischsprachige Künstlerinnen und Künstler eingeladen, die auf verschiedenen Bühnen auftreten sollen. Die Organisatoren wollen den Kunstschaffenden die Möglichkeit geben, in Biel aufzutreten und die «Sprachbarriere» zu überwinden. Uns gefällt die Werbestrategie des Festivals. Das Konzept wird nachvollziehbar erläutert, obwohl

die Sprache von Person zu Person variiert.

Uns beeindruckt auch das Engagement des Festivalleiters, der laufend die Sprache wechselt, ohne zu übersetzen. Derweil haben die Medienvertreter unterschiedliche Bedürfnisse. Die einen machen sich Notizen, andere benötigen ein mündlich geführtes Interview, wieder andere wollen ein Videogespräch aufnehmen. Am Schluss der Konferenz werden Fragen beantwortet. Uns fällt auf, dass der Vertreter des «Bieler Tagblatt» sehr aufmerksam ist und viele Fragen stellt. Nach 45 Minuten kehrt im Raum Ruhe ein: Die rastlosen Medienschaffenden sind aufgebrochen, um ihre Notizen zu sichten, und zu formulieren, was sie heute oder morgen zum Thema machen.

Effektiv und routiniert

Kurz vor der Mittagspause kommen die Redaktorinnen und Redaktoren des «Bieler Tagblatt» zusammen. Eine Journalistin trägt ihre Kritik der gestrigen Ausgabe vor. Anschliessend werden positive und negative Gesichtspunkte besprochen. Die Kritik ist konstruktiv, immer sind Verbesserungsvorschläge zu hören. Zum Schluss wird die grobe Aufgabenteilung für den nächsten Tag festgelegt, und das Titelblatt der morgigen Ausgabe besprochen. Das Ganze nimmt gerade mal knapp zehn Minuten in Anspruch. Wir sind erstaunt, wie effektiv und routiniert die Zusammenkunft verläuft.

Nach der Mittagspause gilt es ernst. Die Journalisten arbeiten intensiv an

ihren Beiträgen. Die Reportagen für «Tebeilingue» und die Aufnahmen für Radio «Canal 3» werden fertiggestellt. Die Arbeitsschritte für die Journalistinnen der Printmedien bestehen vor allem aus Schreiben und Korrekturlesen. Dabei gibt es mehrere Stufen des Korrekturlesens: Zuerst lesen die Autorinnen und Autoren ihre Texte selber durch und lassen sie durch einige Korrekturprogramme laufen, danach wird der Text von einem Arbeitskollegen durchgelesen und korrigiert. Zum Schluss landet der Artikel am Newsdesk, wo er seinen letzten Feinschliff erhält. Die restlichen Stunden des Tages können wir nicht mehr detailliert dokumentieren, da jetzt alle vertieft in ihre Arbeit sind, der sportliche Zeitplan fordert seinen Tribut.

Am Nachmittag können wir uns frei in der Redaktion bewegen. Diese Möglichkeit nutzen wir dazu, um den Journalistinnen und Journalisten einige Fragen zum Bilinguismus zu stellen und ihre Meinung zu erfahren, wie dieser an ihrem Arbeitsplatz funktioniert. Hierbei muss man unterscheiden zwischen «Tebeilingue» und den Zeitungen sowie dem Radio. Während die Radiosendungen getrennt auf Deutsch und Französisch ausgestrahlt werden und die Zeitungen in ihrer jeweiligen Sprache erscheinen, gibt es bei «Tebeilingue» nur ein Team, das sich um die Beiträge kümmert. Deshalb ist hier die sprachübergreifende Zusammenarbeit viel stärker.

Diese geht so weit, dass der Videojournalist Joël Herter sagt: «Der Röstigraben existiert bei uns nicht.»

Andere Mitarbeiter des Senders pflichten ihm bei und deuten an, dass diese Zusammenarbeit für eine offenere Haltung Sorge. Hat die Zweisprachigkeit auch Nachteile? Beim Fernsehen ist die zusätzliche Arbeit offensichtlich, müssen doch alle Beiträge übersetzt werden.

Bei den Zeitungen hingegen sehen beide Seiten Unterschiede in der Art und Weise, wie geschrieben wird. Alle sind sich einig, dass die Artikel des «Bieler Tagblatt» distanzierter sind als jene des «Journal du Jura». Zudem werden die wichtigsten Informationen in der französischsprachigen Zeitung eher zu Beginn preisgegeben, derweil es die Blattmacher des BT vorzuziehen, eine Geschichte zu erzählen.

Der Wille, aufeinander zuzugehen

Als wir am Abend aus dem Bürogebäude schlendern, sind wir um einige bilingualen Erfahrungen reicher. Dass Verständigung selbst in einer Sprache nicht leicht ist, haben wir schon früher erfahren. Ob auf Französisch oder Deutsch: Man kann sich in jeder Sprache unverstanden fühlen und missverstanden werden. Im Medienhaus beim Bieler Bahnhof haben wir erfahren, wie anregend und positiv der Austausch zwischen den Sprachgruppen sein kann – sofern die Bereitschaft und der Wille bestehen, aufeinander zuzugehen. Wir verabschieden uns im Gefühl, einer Realität begegnet zu sein, die wir uns auch andernorts wünschten, sei es in anderen mehrsprachigen Städten oder bei uns im Aargau.»

Glosse

«Liebes Biel, für eine Weltstadt bist du einfach zu provinziell»



Von Alessia Scavuzzo, Tara El Badrawy, Chiara Müller (v.l.)

So, so, liebes Biel, als Weltstadt wurdest du von Robert Walser bezeichnet, als grosse Metropole, als wichtiges Zentrum. Aber wo, Biel, sind deine Wolkenkratzer, deine riesigen Shoppingmalls, wo ist dein Lärm, wo sind deine Sirenen? Bist du etwa so prude, dass nicht einmal die Verbrecher Gefallen an dir finden?

Bilinguismus, schön und toll, aber die Arroganz, die daraus entspringt, ist übertrieben. Als wäre es eine Federboa, so schmückst du dich mit deiner ach so tollen Zweisprachigkeit. Dein Laissez-faire mag manch einen beeindrucken, wenn man jedoch genauer hinschaut,

sieht man das passive, träge und egoistische Wesen der Bieler Aussteiger.

Mit dem System sind diese Möchtegern-Rebellen nicht zufrieden, sie beschweren sich bei jeder Gelegenheit: Doch setzen sie sich aktiv für ihre Meinungen ein? Worauf warten sie? Dass die Veränderung durch die Türe spaziert, während sie Däumchen drehend auf der ausgesessenen Lounge sitzen und sich die Birne zukiffen?

Du bist so stolz auf deinen «Chessu», der eigentlich nichts weiter als ein leer stehender, verqualmter Bunker ist. So stolz, nicht Nidau mit seinen schönen Parkanlagen und der guten finanziellen

Lage zu sein, doch mal ehrlich: Steckt dahinter nicht ein Fünkchen Eifersucht?

Und dann wären da noch die Uhren, liebes Biel. All deinen Erfolg verdankst du ihnen, doch waren es nicht die Franzosen, die nach Biel kamen und dir den Weg zum Erfolg ebneten. Schämst du dich nicht, die Lorbeeren anderer zu ernten?

Sei uns nicht böse, liebes Biel, aber du bist einfach zu provinziell, um mit grossen Städten mithalten zu können. Du bist zwar weniger bieder als unser heimisches Baden. Und etwas weniger geschäftstüchtig als Wettingen bist du auch. Dafür fühlt

sich das Leben besser an. Der gesellschaftliche Druck, die Normen, scheinen weniger bedeutsam zu sein als bei uns.

Sind wir frei oder sind wir gefangen? Die listige philosophische Frage bringt es auf den Punkt: Die Bielerinnen und Bieler sind freier als wir Aargauer. Während der Leitsatz der Aargauer zu sein scheint, dass sie gerne frei wären, wenn sie nur dürften, nehmen sich die Bielerinnen, was ihnen gebührt: Sie warten nicht auf die Freiheit.

Obwohl du keine Weltstadt bist, haben wir dich als absolute Herzensstadt kennengelernt – wir kommen gerne wieder. kontext@bielertagblatt.ch